

Leipziger Tageblatt

und

Anzeiger.

N^o 48.

Sonntag, den 17. Februar.

1833.

Tzschirner's Todestag.

Es war zuletzt im Jahre 1828, als der 17. Febr., wie in dem jetzigen, auf einen Sonntag fiel. In den Nachmittagsstunden jenes Sonntags durchlief plötzlich unsere ganze Stadt eine Kunde, welche jedes Herz mit tiefem Schmerze ergriff und manches Auge mit einer unerheuchelten Thräne füllte. Sie galt dem Manne, den der Tod in dieser Stunde aus unsrer Mitte entführt hatte, dem Manne, in dem kein Falsch war, dem Manne des Volks, dem Manne Gottes, Tzschirner.

Fünf Jahre sind seitdem verfloßen, nicht Jahre, wie sie vor Zeiten wohl dahinschlüpften, eines dem andern gleich, in unbedeutender Ruhe, in friedliche Mächtigkeit; sondern Jahre der Kraft und des Blutes, Jahre der Leidenschaft und des Handelns, welche die Welt erschüttert haben in ihren Grundfesten und die Geburt einer neuen Zeit in ihren Wehen verkündeten: aber nicht hinweggeweht von dem Sturme der Tage ist der Name dessen, den wir heute vor fünf Jahren als von uns hinweggeschieden beweinten. Vielmehr ist sein Name oft und laut erklungen, als gehöre er noch mitten unter das Geschlecht der Gegenwart, gleich als nähme er selbst noch menschlich Theil an menschlichen Dingen, wie er mit Muth und mit Liebe gethan, so lange er unter den Menschen wandelte, so lange er in unsrer Mitte wohnte.

Zwar jener Schmerz, den wir damals empfanden, als die Trauerkunde seines Todes an unser Ohr schlug, ist längst verschwunden; die Nahrung, welche jene Tausende durchdrang, die seinem letzten Gange, dem Gange zum Grabe, folgten, ist längst hinweggespült von den wechselnden Wogen der Zeit und der Dinge: aber geblieben ist in unsern Herzen die Liebe zu ihm, die er durch Liebe sich erworben,

die Hochachtung vor ihm, die er durch unwandelbares Festhalten an Wahrheit und Recht bei uns begründet, die Bewunderung gegen ihn, die er durch edle Kühnheit und durch muthvollen Kampf uns abendthigt, der Stolz auf ihn, den er durch seine Bescheidenheit und Demuth zu einem gerechten gemacht hat. Und ach, wie oft ist die Sehnsucht nach ihm laut geworden! Wie oft hat sich das Verlangen geregt, in den Tagen des Sturms und der Bewegung die gewaltige Stimme vernehmen zu können, die schon in den Zeiten der Ruhe und Stille zur begeisterten Rede sich erhob und zur Begeisterung die Hörer mit sich fortriß! Umsonst ist jene Sehnsucht, unnütz dieses Verlangen. Aber ist es nicht natürlich, ist es nicht menschlich, daß es sich in uns geregt? Ist es nicht erhebend, sich einen edlen Mann, der nicht mehr unter uns ist, zu vergegenwärtigen so lebendig, als ob er noch unter uns wäre, als ob er plötzlich hervortreten könnte aus einem Dunkel, das seinen Anblick uns eine Zeit lang verborgen hielt?

Fragen wir uns, was Tzschirner, so lange er unter uns lebte, durch Wort und Schrift gewollt und gestrebt hat, so muß es uns zwar schmerzen, daß er die Verwirklichung dessen, was er gewollt, lebend nicht erblickt hat, aber freuen muß es uns, daß, was er gewollt, wenigstens im Keime verwirklicht zu sehen. Er wollte die Herrschaft der Wahrheit und des Rechtes. Wie Licht und Recht im Einbilde vor der Brust des Hohenpriesters hingen, so war Tzschirner ein Hohenpriester in der That und Wahrheit. Nicht vor seiner Brust schwebten die Bilder des Lichts und des Rechtes, sondern in seinem Herzen war ihr Wesen lebendig, und aus seinem Munde strömte, wovon sein Herz überfloß. Nicht als kalte Gesetze des Handelns standen Licht und Recht in ihm geschrieben,